



Grenzgeschichten und -schicksale

Von Cella Förster

In den Jahren 1946 bis 1948 wurde bei uns Grenzvölkern sehr viel geschmuggelt. Am Westwall hatten unsere deutschen Nachbarn Hab und Gut verloren, waren aber entschlossen, die durch den Krieg zerstörte Heimat baldmöglichst wieder aufzubauen. Um an das nötige Geld zu kommen, stiegen viele auf den Schmuggel um und kamen zu uns in den anliegenden belgischen Dörfern, ihre Waren gegen Kaffee umzutauschen. Gegen diesen Kaffee handelten sie in Deutschland Baumaterialien ein. Das Problem bestand darin, alles wohlbehalten über die Grenze zu schaffen. Letztere war streng bewacht, doch führten viele Wege an den Zöllnern vorbei. Das Leben der Schmugg-

ler war nicht leicht, besonders, wenn es galt, bei kalter Winterzeit die Our zu durchwatzen.

Damals wohnten mein Mann und ich mit zwei kleinen Kindern am Steffeshausener Berg. Dieses Anwesen mit Stall und Scheune lag außerhalb des Dorfes und war für die Schmuggler als Treffpunkt sehr geeignet. Zum Schutz und zur Bewachung des Hauses hielten wir einen großen Hund, der auf den Namen „Widdu“ hörte. Widdu war ein braves Tier, allen Leuten bekannt, jedoch seine Allergie gegen Uniformierte war nicht von der Hand zu weisen. Auch der Briefträger machte einen großen Bogen um ihn herum. Ebenfalls die Zöllner, die des Weges schlenderten, waren Widdu ein

Das Haus am Steffeshausener Berg ist inzwischen von einem Holländer gekauft worden, welcher Stallungen und Scheune in ein zweites Wohnhaus umgebaut hat.



Dorn im Auge, und sobald er ihrer ansichtig wurde, gebärdete er sich wie toll und bellte, daß es einem durch Mark und Bein ging. Alle anderen Leute ließ der Hund ungestört vorbeigehen.

Oberhalb des Hauses war eine Einfahrt zur Scheune. An dieser Stelle hielten die Grenzbeamten sich mit Vorliebe auf, weil sie dort vor Wind und Wetter geschützt und gleichzeitig versteckt waren. Stundenlang harrten die Hüter des Gesetzes hier aus in der Hoffnung, einen Fang zu machen.

Die illegalen Grenzgänger trafen jedoch des Morgens in aller Frühe bei uns ein, schwer beladen mit Tauschwaren aller Art. Da fällt mir besonders ein älterer Mann ein, der einmal im Winter bei heftigem Schneetreiben bei uns anklopfte. Aus allen Taschen zog er Päckchen mit Butter heraus, die gut verpackt war, und die er gegen Kaffee eintauschte. Am nächsten Tag knetete ich die Päckchen Butter alle zusammen zu einem dicken Klumpen und brachte sie unten ins Dorf zum Geschäft. Zur damaligen Zeit mußten wir Bauern noch unsere Anteile an Fleisch und Butter abliefern, und so bekam man im Schwarzhandel immerhin 120,- BF für ein kg Butter. Dafür nahm ich wieder Kaffee in Empfang, der nur mit 30,- BF bezahlt wurde. Später brachte dieser Mann auch schönen Schinken mit und erhielt dafür die begehrten braunen Bohnen als Gegenwert. Tagsüber hielt er sich bei uns versteckt, trocknete seine nassen Kleider, um sich in den frühen Morgenstunden wieder über die grüne Grenze zu begeben.

Andere Schmuggler trafen in Gruppen ein, meistens gegen Morgen, und trugen allerhand Schmuck bei sich, beispielsweise goldene Uhren, Ringe und mit kostbaren Steinen besetzte Armbänder. Die Männer boten auch wertvolle Ledersachen, Geldbeutel und Briefmappen aus feinstem Boxcalf an. Schöne Bestecke führten sie mit sich, und eine Frau versuchte sogar silberne Eierbecher loszuwerden. Aber wer von uns hätte sich in der damaligen Zeit solchen Luxus leisten können, da uns noch der grausame Krieg im Nacken saß? Diese Gruppen kamen aus der Aachener Gegend. Sie machten später bei uns nur Rast und zogen dann weiter zu ihrer „Kundschaft“ nach Altbelgien. All diese Leute waren nervlich sehr zerüttet, und ich konnte es nicht unterlassen, ihnen ein kleines Frühstück zu machen. Anschließend begaben sie sich meistens für einige Stunden in die nahe Scheune und ruhten sich im Heu aus. Dort durften sie keinerlei Unterhaltung

führen; denn die Zöllner konnten bereits in der Scheuneneinfahrt stehen.

Auch viele junge Frauen aus dem nahen Pronsfeld waren in das Schmuggelgeschäft eingestiegen und betrieben einen lohnenden Tauschhandel. Sie schleppten Säcke auf dem Rücken, worin ein fünf bis sechs Wochen altes Ferkelchen schlummerte, welches man vorher mit Schlafmitteln oder Schnaps ins Reich der Träume geschickt hatte und nun den Staatenwechsel in berauschem Zustand vollzog. Aus dem deutschen Schwein war über Nacht ein belgisches geworden, und man merkte ihm keinen Unterschied an. Doch dauerte es manchmal ein paar Tage, bis die Tiere sich von der „Kur“ erholt hatten. Die Grenzgänger blieben manchmal tagsüber bei uns und halfen sogar in der Getreideernte aus, was für uns eine sehr willkommene Arbeitskraft war.

Die Schmuggler erzählten uns so manches Erlebnis, das sie unterwegs gehabt hatten. In den sogenannten Ham-buchen, einem Wäldchen zwischen Auel und Bracht, wäre der Teufel los; denn ganze Trupps seien dort nachts auf den Beinen, welche die Zöllner überrumpelten und sogar vor einem Schuß nicht zurückschreckten. Die Not trieb die Leute ins Abenteuer und ließ sie hart werden.

Weil unser Hund sich so wild gegen die Grenzbeamten gebärdete, war er diesen Männern verhaßt. Doch eines Tages wagte sich ein Zöllner an Widdu vorbei bis auf unseren Hof. Da stand er nun, aufgebracht und zähneknirschend, vor unserer Haustür und schrie mich an:

„Wie heißt diese Bestie eigentlich?“

„Widdu (Wie du)“, gab ich gelassen zur Antwort.

Der Beamte war verblüfft, stellte sich hart vor mich hin und sagte erzürnt:

„Sie wollen mich wohl verspotten? Wie können Sie sich erdreisten, mich zu duzen?“ - „Nein, mein Herr“, erwiderte ich, „der Hund heißt nun einmal Widdu und hört auf diesen Namen.“

Auch aus dem benachbarten Hemmeres wechselten viele Grenzgänger über den Sanderberg (nach dem früher dort wohnenden Alexander von Montigny benannt) zu uns und machten ihre Geschäfte. 1949 stellten wir bei uns eine neue deutsche Zentrifuge auf, die ebenfalls mit Kaffee bezahlt wurde.

Not macht erfinderisch. So hatten die meisten Frauen, die bei uns ankamen, doppelte Kleidung, oder sie trugen unter ihrer Oberkleidung feine Stoffe aus Kaschmir und seidene Schals sowie

Der Einsame

*Wer einsam ist, der hat es gut,
weil keiner da, der ihm was tut.
Ihn stört in seinem Lustrevier
kein Tier, kein Mensch und kein Klavier,
und niemand gibt ihm weise Lehren,
die gut gemeint und böse zu hören.
Der Welt entronnen, geht er still
in Filzpantoffeln, wann er will.
Sogar im Schlafrock wandelt er
bequem den ganzen Tag umher.
Er kennt kein weibliches Verbot,
drum raucht und dampft er wie ein Schlot.
Geschützt von fremden Späherblicken,
kann er sich selbst die Hosen flicken.
Liebt er Musik, so darf er flöten,
um angenehm die Zeit zu töten,
und laut und kräftig darf er prusten,
und ohne Rücksicht darf er husten,
und allgemach vergißt man seiner.
Nur allerhöchstens fragt mal einer:
„Was, lebt er noch? Ei, Schwerenot,
ich dachte längst, er wäre tot!“
Kurz, abgesehen vom Steuerzahlen,
läßt sich das Glück nicht schöner malen.
Worauf denn auch der Satz beruht:
Wer einsam ist, der hat es gut.*

Wilhelm Busch

schöne Schultertücher. Als Gegenwert rollten braune Bohnen.

Übrigens trafen die jungen Frauen aus Pronseld seit dem Frühjahr 1948 auch nachts ein. Um den Hausbesitzer zu wecken, warfen sie kleine Steinchen an die Schlafzimmerfenster. Durch dieses wiederholte Klirren der Fensterscheiben wachte jedermann allmählich auf. So auch bei uns.

Als mein Mann das Fenster öffnete, hörte man von unten eine leise Stimme, die fragte: „Braucht ihr keinen Kleesamen für die Frühjahrsbestellung?“ Mein Mann verneinte die Frage, wies den Schmugglern aber sichere Kunden unten im Dorf an. Sonderbar, daß die Deutschen bereits Kleesamen anboten, da der Boden doch drüben genau wie bei uns von Bomben und Granaten aufgewühlt war.

Da von allen Grenzgängern nur Kaffee gefragt wurde, hatten wir immer eine ganze Menge davon auf Vorrat, und ich erinnere mich, daß wir unser Wohnstübchen bis zu einem Drittel mit Kaffeepäckchen belegt hatten. Unzählige Male liefen wir tagsüber hinunter zum Dorfgeschäft. Doch war auch hier Vorsicht geboten; denn dauernd waren Zollstreifen unterwegs, und so liefen wir kurzerhand quer durch die Wiesen, über den Weiherbach am Fällcheshang, der damals mit einigen Brettern überbrückt war. Noch andere Leute benutzten diese Abkürzung, die sich zu guter Letzt in einen ausgetretenen Pfad entwickelte.

Nun sind es 40 Jahre her, daß unsere Familie am Steffeshausener Berg (im Volksmund einfach Steffesherberg genannt) gewohnt hat, doch all die kleinen und größeren Erlebnisse sind geblieben. Gar mancher Dorfbewohner hat nach unserem Häuschen Ausschau gehalten, um das Treiben dort zu ergründen. Alle hielten sie uns für große Ge-

schäftemacher. Jedoch, dem war nicht so. Mein Mann sagte nach jedem Geschäft: „Lassen wir rechtschaffen und ehrlich sein zu jedem, der zu uns kommt. Wir haben den Krieg mit allen Schrecken heil überstanden, und jetzt wollen wir mal genießen, ein freier Mensch zu sein, zu tun und zu lassen, was uns beliebt. Und wenn die Welt mal wieder in Ordnung ist, machen wir irgendwo in einer größeren Ortschaft eine feine Metzgerei auf; denn ich habe einen sehr schönen Meisterbrief als Metzger.“

Zur Betreibung eines Geschäftes mußte man nach dem Krieg ein „Zivismuszeugnis“ vorlegen, woraus hervorging, daß man aufgrund seiner politischen Haltung unter deutscher Verwaltung während des Krieges die bürgerlichen Rechte besaß; denn nach vorübergehender Annexion durch Deutschland waren wir wieder belgische Staatsbürger geworden. Besagtes Dokument beantragten wir bei der zuständigen Gemeindeverwaltung. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, und die lautete: Unbürgerlich.

Mein Mann war der Meinung, ich, als seine Ehefrau, könnte das Geschäft auf meinen Namen nehmen, da ich weder in der NS-Partei, noch Mitglied der „Heimattreuen Front“ gewesen wäre. Also beantragten wir ein Zivismuszeugnis für mich, welches ebenfalls negativ ausfiel mit dem Bemerkung: Sie war vor dem Kriege und zu Anfang des Krieges „Kükenmutter“.

Das waren harte Schicksalsschläge, die wir, wie so mancher andere Bürger, einstecken mußten. Vorbei die Metzgerei, begraben der Zukunftstraum! Spurlos sind diese Maßnahmen nicht an uns vorübergegangen. Doch das Leben ging weiter, und andere Wege mußten eingeschlagen werden.

Was hatte es eigentlich mit dieser „Kükenmutter“ auf sich?

In Reuland hatte ich einige Jahre eine Kindergruppe geleitet, der Kinder im Alter von 6 bis 11 Jahren angehörten. Es waren insgesamt 36 Jungen und Mädchen. Der Vielzahl wegen half mir meine Freundin Lieschen Schramm vom Reulander Bahnhof bei der Arbeit. Wir verfügten über einen Raum, wo früher der Forstmann Franz Calles gewohnt hatte. Dort bastelten wir mit den Kindern, sangen Lieder und übten Theaterstückchen ein, die dann die Kinder im Saal Houscheid aufführten. Festtage, beispielsweise Muttertag, wurden von uns feierlich gestaltet. Von der Frauenschaft hatte man mir eine alte Ziehharmonika überlassen.

Noch heute, 48 Jahre danach, freue ich mich, wenn ich mit Angehörigen meiner früheren Kindergruppe zusammentreffe. Dann heißt es: „Weißt du noch, wie wir damals...? Wie der Scholtes Ferdinand sich beim Turnen das Bein brach, wie du den Christian Dollendorf und den Alfred Genten in Christines Schuppen unter der Kutsche hervorgezogen hast...?“

Meine Freundin Lieschen vom Bahnhof war mir sehr behilflich. Leider ist sie - ich kann es ruhig sagen - kopfüber, aus Angst, mit einem Amerikaner nach Texas geflüchtet. Sie war in Brüssel in politischer Haft gewesen und traf dort zufällig mit Ordensschwestern zusammen, welche in ihr eine ehemalige Schülerin vom „Sacré-Coeur“ aus Vielsalm erkannten und ihr nebenbei Lebensmittel verschafften.

Ich stehe mit meiner Freundin noch in regem Briefwechsel und merke bei jeder Zeile, die sie schreibt, besonders jetzt im Alter, wie sie dauernd mehr unter Heimweh leidet. Sie erkundigt sich über alles, was sich in der alten Heimat abspielt, lebt also im Geiste immer noch unter uns. Und dies kommt besonders an Festtagen, die ihre Jugend geprägt haben, zum Ausdruck.

So hatte Lieschen Schramm vor kurzem einen Brief von ihrem Vetter aus Bleialf bekommen. Dieser hatte ihr von dem schönen Burgfest in Burg Reuland berichtet, von all den Musikkapellen, die dort aufgespielt hatten und dergleichen mehr. Die Reaktion blieb nicht aus. Sie schrieb mir dann einen qualvollen Brief, wo sie sich mit ihrem Liebsten sah, Händchen haltend, stiegen sie zur Burg hinauf. Die Kriegsfront lag für sie noch in weiter Ferne, und sie schmiedeten Zukunftspläne für das Leben, das vor ihnen lag. Es war eine Art Schwanengesang.

Die unzufriedene Straßenbahn

*Sie haßte die gewohnte Strecke,
sprang aus dem Schienenstrang heraus
und wollte endlich einmal geradeaus
statt um die Ecke.*

*Ein Unglück gab's. Und keine Reise.
Erinnert euch, bis ihr es wißt:
Wenn man als Straßenbahn geboren ist,
dann braucht man Gleise.*

Erich Kästner

Als die Front von Westen her näher-rückte, erging ein Aufruf an die Grenzbevölkerung, worin man uns bekanntgab, die Amerikaner würden in einigen Stunden unsere Heimat erreichen, die Schwarzen seien voraus, und wenn jemand flüchten wollte, solle er schleunigst sein Bündel schnüren und sich über die Our ins Reich absetzen.

Aus Angst sind dann einige Dorfbewohner dem Aufruf gefolgt, jedoch sie kamen nicht weit. In den ersten deutschen Dörfern Habscheid, Winterspelt ... stießen sie auf die Front, sie wurden festgenommen und zu anderen Inhaftierten nach Reuland eingesperrt. Auch Lieschen Schramm wurde verhaftet. Jahrelang hat sie später bedauert, daß sie sich damals nicht mit aller Gewalt durchgesetzt hatte; aber überall hatte man ihr nur Angst eingejagt. So wollte sie fliehen, fort, fort, gleich wohin.

Als ich dann vernahm, daß meine Freundin verhaftet worden war, eilte ich trotz aller Qual und Bedrängnis zum Reulander Bahnhof, wo die beiden Tanten wohnten, welche Lieschen großgezogen hatten und auch Mutterstelle bei ihr vertraten. Die beiden Damen waren völlig außer Fassung, als sie mich sahen. Sie konnten nicht verstehen, daß ich noch auf freiem Fuß war, während man „ihr armes Kind“ festgenommen hatte. Ich versprach ihnen, alle Wege, die zur Freilassung von Lieschen führen könnten, zu beschreiten. Sie durfte auf keinen Fall für mich büßen, da ich doch die Leiterin der Kindergruppe gewesen war, auch immer die Papiere unterschrieben hatte, während Lieschen nur als Gehilfin tätig gewesen war.

Mein erster Gang führte mich zu unserem damaligen Bürgermeister Houscheid. Dieser schickte mich zur „Sûreté de l'Etat“ (Staatssicherheit), welche, wie mir schien, unsere Obrigkeit war und alle Fäden in der Hand hielt. Dort hörte man mich zwar an, als ich beteuerte, Lieschen Schramm habe mir nur ausgeholfen bei der Kindergruppe, und

ich sei die Leiterin gewesen. Die Herren von der Sûreté konnten sich aber nicht so recht an meine Freundin erinnern. Ich beschrieb sie, so gut ich konnte und fügte noch hinzu, daß sie meistens einen Hund ausführte.

„Ach so“, sprachen sie unter sich, „das Mädchen mit dem großen Hund, ja, die haben wir aufgeschrieben.“

Dann meinten sie, ich solle nach Hause gehen und mich ruhig verhalten. Zudem käme es bei einem Schaf, das sowieso Flecken habe, nicht mehr auf einen Flecken mehr oder weniger an.

Nach einigen Monaten erhielt ich einen Luftpostbrief von meiner Freundin, worin sie mir mitteilte, daß sie mit einem Amerikaner verheiratet wäre und in Waco-Texas eine Bleibe gefunden habe.

* * *

Nach der Annexion unseres Gebietes durch das Dritte Reich, setzte auch sogleich die politische Propaganda mit allen Mitteln ein. Mancher Jugendliche ließ sich begeistern, während ältere Personen der Sache viel skeptischer gegenüberstanden. Die Politik trieb sogar ihre Keile zwischen Angehörige einer selben Familie. Während beispielsweise der Vater jede Teilnahme ablehnte, meldete sich der Sohn freiwillig zur Wehrmacht. In solchem Milieu war die Unterhaltung meistens sehr sauer. Schon beim Frühstück kam es zu den ersten Auseinandersetzungen, wenn das Radio den Wehrmachtsbericht bekanntgab.

Vielfach wurden fremde Nachrichten abgehört, die immer im Widerspruch zu den deutschen standen. Auch meine Mutter hörte regelmäßig die amerikanischen oder englischen Meldungen ab und war sich nicht bewußt, welcher Gefahr sie sich selbst und ihre Familie aussetzte, bis mein Bruder Hubert ihr dann eines Tages auf unsanfte Weise den Ernst der Lage klarmachte.

Vor dem Kriege hatten wir die verfolgten deutschen Juden auf ihrer Flucht ins Ausland unterstützt und beherbergt; während des Krieges klopften belgische Schmuggler, vom Hunger getrieben, bei uns an und fanden Aufnahme und Beköstigung, was dann aufgrund von Anzeigen zu polizeilichen Untersuchungen des Hauses führte.

Von einer Situation wurden wir in die andere geworfen, so daß man über Jahre von chaotischen Zuständen in unserem Grenzland sprechen kann.

Nach dem Kriege setzte dann eine Säuberungswelle ein, nachdem „wir wieder einmal heimgekehrt waren“. Alte Zwistigkeiten zwischen Nachbarn bekamen des öfteren einen politischen Anstrich und führten zu Anschwärmungen und Denunziationen: einer hatte Angst vor dem anderen. Mißtrauen und Argwohn beherrschten das Dorfmilieu. Das ganze Drama einer Grenzbevölkerung, die einer ausgekochten, durchtriebenen Propaganda ausgeliefert war, hat sich während der Kriegsjahre abgespielt, und auch das Ende der Feindseligkeiten hat die Nachwehen zu den vergangenen Ereignissen nicht ausgeschaltet.



Zeitschrift für Geschichte, Brauchtum und Kultur

herausgegeben mit Unterstützung der Verwaltung der Deutschsprachigen Gemeinschaft.

VERLAG: GESCHICHTSVEREIN „ZWISCHEN VENN UND SCHNEIFEL“, MWSt. Nr. 409696425, P.S.K. BRÜSSEL 000-0181793-15 – Für Deutschland: Kreissparkasse Aachen, BLZ 39150100, Konto Nr. 2202273 – VERANTW. HERAUSGEBER: Vors. K. FAGNOUL, ST.VITH, BLEICHSTRASSE 11 – LEKTOR: RAYMUND GRAF, ST.VITH, PRÜMER STRASSE 7 – DRUCKKOORDINATION: KARL GOMMES, ST.VITH, MALMEDYER STRASSE 106 – DIE VERÖFFENTLICHTEN BEITRÄGE VERPFLICHTEN NUR DEN JEWEILIGEN VERFASSER – FÜR UNVERLANGT EINGESANDTE MANUSKRIPTE WIRD KEINE GEWÄHR ÜBERNOMMEN. – ALLE MITGLIEDER DES GESCHICHTSVEREINS ERHALTEN DIESE ZEITSCHRIFT KOSTENLOS – JAHRESBEITRAG 300,- BF; Mitgliedsbeitrag in der Bundesrepublik Deutschland: 25 DM (15 DM Beitrag + 10 DM Porto); Niederlande: 25 Gulden (15 hfl Beitrag + 10 hfl Porto). – Der Abdruck der in dieser Zeitschrift enthaltenen Beiträge in Wort und Bild ist, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Geschichtsvereins „Zwischen Venn und Schneifel“ gestattet.

Druck: PRO D & P, St.Vith.